



Herausgegeben von der Evangelischen Pastoral-Konferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasilien.

13. Jahrgang.

Blumenau, im Januar 1920.

Nr. 1.

Zum neuen Jahre.

Hosea 6, 1. Kommt, wir wollen wieder zum Herrn, denn er hat uns zerrissen, er wird uns auch heilen, er hat uns geschlagen, er wird uns auch verbinden.

Ein neues Jahr wollen wir begrüßen. Hinter uns liegt ein schweres Jahr, wenigstens für die evangelische Kirche. Dem einzelnen mag das Jahr Gutes gebracht haben, und der einzelne mag sich des Jahres gefreut haben, indem er vielleicht vorwärts kam, indem ihm Glück beschied war. — Aber für die evangelische Kirche war es ein bitteres Jahr.

Das Land, mit dem wir kirchlich in engster Verbindung stehen, ist zerschlagen und gebeugt, und in ihm haben die Kirchengemeinden schwere Kämpfe um ihr Bestehen zu führen. Zerschlagen ist manche Hoffnung, zerschmettert unser Glaube an den Sieg einer guten Sache im Kampfe auf Leben und Tod. Mehr oder minder auf sich selbst angewiesen sind unsere Gemeinden, die seit Jahrzehnten vom Oberkirchenrat vom Gustav-Adolf-Berein und anderen kirchlichen Einrichtungen Deutschlands Stärkung und Hilfe erhielten. Aber schlimmer als alle äußerliche Not ist das Gefühl, daß so manches zerstört erscheint, woran mit Recht unser Herz gegangen hat.

Vor einem Jahre glaubten wir noch, daß die Nachrichten von Deutschlands Zusammenbruch Lüge seien. Heute wissen wir: es ist wahr. Und wir wissen schlimmeres: er ist nicht unverdient. Daß man das goldene Kalb anbetete statt des Heilandes, daß man die Paläste der Selbstsucht baute, statt Selbstsucht zu üben, daß in Hochmut und Goldgier und Eigensucht ein gut Teil des deutschen Volkes versunken war, das hatte mehr Schuld am Zusammenbruche als das Schwert der Feinde, als ihre List und ihre Gewalt.

Und darum müssen wir, was geschehen ist, in Demut hinnehmen als eine Mahnung zur Umkehr. Besser muß das deutsche Volk drüber werden, muß wieder zu seinem Gotte umkehren und den alten Spruch weiser Mönche, das „bete und arbeite“ befolgen. Und mit ihm müssen wir umkehren, die wir seines Stammes sind, und die wir mittragen an seinem Geschick. Auch bei uns gehen böse Geister um, die Geister der Selbstsucht, des Streikens, der Rache, auch bei uns spielt der Leichtsinns sein verderbliches Spiel.

Aber verzagen dürfen wir nicht! Schlag uns der Herrgott so haben wir es verdient, und doppelt müssen wir ihn suchen. Dann wird er uns auch helfen, dann wird er die Wunden heilen.

Nicht aus den guten Tagen lernen die Menschen, die bösen sind unsere Lehrmeister. Wenn wir lernen, und unser Volk drüber mit uns, so werden wir auch wieder anders auf ein scheidendes Jahr zurückschauen können, als wie dieses mal. Jahre des Jubels werden auf die Jahre der Wehmut folgen.

Eins nur ist not: daß wir Gott leiten lassen, daß wir nicht irre werden, daß wir mit rechtem gläubigen Herzen sprechen:

Du Vater, du rate,
Denke du und wende!
Herr, dir in die Hände
Sei Anfang und Ende
Sei alles gelegt.

Amen.
N.

Aus einem Erlaß des Evangelischen Oberkirchenrats.

Dem Vorsitzenden der Evangelischen Pastoral-Konferenz von Santa Catharina, Herrn Pfarrer Gabler in Blumenau ist nach Beendigung des Weltkrieges das erste Schreiben des Evangelischen Oberkirchenrats zugegangen. Aus diesem Erlaß vom 4. November 1919 seien folgende Sätze bekannt gegeben, aus denen unsere Gemeinden ersehen mögen, daß die Heimatkirche ihrer auch ferner gedenkt und ihnen ihre Fürsorge nicht entziehen wird:

„Die Fürsorge für unsere ausländische Diaspora hat zu unserm großen Schmerze durch den Weltkrieg eine längere Unterbrechung erfahren. Infolge der feindlichen Postsperrre war es uns nur in beschränktem Umfange möglich, mit den deutschen evangelischen Gemeinden des Auslandes und ihren Geistlichen in Verbindung zu bleiben. Um so mehr haben wir uns unsern Glaubens- und Stammesgenossen in der Ferne, die vielfach äußere und innere Not erfahren haben, innerlich verbunden gefühlt und ihrer fürbittend mit dem Wunsche gedacht, daß aus der ersten Zeit auch für sie bleibende Segensfrucht erwachsen möge.“

„Nunmehr hoffen wir in der Lage zu sein, die Verbindung mit einem großen Teile unserer Auslandsgemeinden und -geistlichen wiederaufnehmen zu können. Während der schweren Kriegszeit haben sie uns durch Wort und Tat zahlreiche Beweise treuer Anhänglichkeit an unsere Landeskirche und an die alte Heimat gegeben, die uns mit dankbarer Freude erfüllt haben. Euer Hohehrwürden ersuchen wir, auch den Gemeinden und den Herren Geistlichen des dortigen Bezirks für alle Zeichen treuen Gedankens, insbesondere für die zur Steuerung leiblicher und seelischer Not der Heimat überwiesenen Zuwendungen, unsern herzlichsten Dank zu übermitteln. Möge das Band gegenseitigen Vertrauens immer fester geknüpft werden, mögen die deutschen evangelischen Auslandsgemeinden, die für die Zählungnahme und das gegenseitige Sichverstehen der Völker gerade in der gegenwärtigen Zeit erhöhte Bedeutung gewonnen haben, neben der Erfüllung ihrer kirchlichen Aufgaben unter ihren Angehörigen auch fernerhin deutsche Sprache, Art und Denkweise und das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit pflegen und bewahren!“

Mehrere Geistliche sind mit Rücksicht auf ihren Gesundheitszustand oder ihre Familienverhältnisse genötigt, im Laufe des kommenden Jahres ihre Pfarrstellen zu verlassen und die Heimreise anzutreten. Der Evangelische Oberkirchenrat ist gern bereit, für die vakanten Stellen neue Geistliche auszusenden,

spricht aber auch die Erwartung aus, daß die Gemeinden ihm die Fürsorge durch eine ihrer finanziellen Leistungsfähigkeit entsprechende Regelung der Gehalts- und Reisekostenfrage erleichtern werden. Kein rechtlich denkendes Gemeindeglied wird sich der Erkenntnis entziehen, daß unsere Gemeinden, denen im Gegensatz zur alten Heimat wirtschaftliche Not ferngeblieben ist, noch lange nicht an der Grenze ihrer kirchlichen Leistungsfähigkeit angelangt sind. Mögen sie tun, was sittliche Pflicht ihnen gebietet.

Baltische D.^{*)}

Von allen Deutschen auf dem Erdenrund hat im Weltkriege niemand ein erschütternderes Schicksal, niemand eine grausamere Enttäuschung erlebt wie die Balten an den Ufern der Ostsee. Vor 700 Jahren kamen sie als Ansiedler aus Deutschland dorthin. Mit Zähigkeit und unermüdlicher Arbeit schufen sie aus der unwirtlichen Wildnis einen blühenden Garten Gottes. Aber das damalige Deutsche Reich war zu sehr mit seinen unseligen Träumen von einer Herrschaft über Italien beschäftigt, zu kurzfristig, um seinen den wilden Osten urbar machenden Söhnen auf die Dauer Schutz und Rückhalt zu gewähren. Die kühnen Ansiedler begründeten zwar eine weithin strahlende deutsche Kultur am baltischen Meere, nahmen später auch mit Begeisterung die Reformation Martin Luthers an. Aber losgetrennt vom deutschen Heimatlande wurden sie ein Spielball fremder Mächte, der Polen, Schweden und Russen. Und in den schlimmsten Händen, den russischen, ist schließlich dieser edle, abgesprengte Teil unseres Volkes geblieben.

Eine große Leidensgeschichte unter russischer Herrschaft folgte. Schon Peter der „Große“ begann mit ihrer Zerstörung. Sein General Schermatjew, dem er die Verwüstung des deutschen Ordenslandes befohlen hatte, konnte ihm nach wohlwollender Arbeit den frommen Bericht senden: „Der allmächtige Gott und die allerheiligste Gottesmutter haben deinen Wunsch erfüllt: in dem feindlichen Lande gibt es nichts mehr zu zerstören. Von Reval bis Riga ist alles mit Stumpf und Stiel ausgerottet.“ Aber die treuen Balten erhoben sich wieder. Sie fingen wieder von vorne an, arbeiteten sich aus unsäglichem Verarmung und Verwüstung wieder empor. Höhere und niedere Schulen, auch die Universität in Dorpat, wurden gegründet, und über allen schwebte das Doppelpanier: Deutschland und evangelischer Glaube.

Nach wechselnden, tränenreichen Schicksalen, denen dieser abgesplitterte Teil unseres Volkes, ohne jeden Schutz seitens seiner alten Heimat, wehrlos preisgegeben war, kam in den letzten fünfzig Jahren wieder eine schwere Verfolgungszeit, die auf geistigem Gebiete das Deutschtum und die evangelische Kirche vernichten sollte. Das Allrussentum hatte dem deutschen Ordenslande, neidisch auf seine überlegene Kultur und Bildung, den Tod geschworen. Mit Kaiser Alexander III. bestieg dieser Panlawismus den Thron. Ein Krieg gegen alles, was deutsch und evangelisch war, begann, geführt von ungebildeten russischen Beamten und minderwertigen russischen Popen. Luthersche Pastoren wurden nach Sibirien geschleppt, das gesamte, reichgegliederte deutsche Schulwesen buchstäblich vernichtet. Statt der deutschen wurden unfähige, unwissende, nihilistische russische Lehrer in die Schulen gestellt. Die Folgen blieben nicht aus. Das bisher so wohlgeleitete lettische und estnische Volk wurde mit wüsten Revolutionsgedanken erfüllt, seine geistige Bildung gründlich verdorben und vergiftet. Als das geschlagene Russenheer nach dem japanischen Kriege zurückschlug, brach die Revolution aus, und nun ging die ausgestreute Saat in einem wilden Aufruhr auf, welche das deutsche Ordensland fürchterlich mitnahm. Deutsche Pastoren und Gutsherren wurden ermordet, unendliche Kulturschätze in Schlössern, Gutshöfen, Pastorenaten vernichtet. Ein Drittel der adeligen Gutshöfe wurde in Asche gelegt. Große Teile des Volkes wurden durch List oder Gewalt gezwungen, sich der Russenkirche anzuschließen. Aber die heldenmütigen Deutschbalten, scheinbar abermals ausgerottet, erhoben sich wieder. Sie fingen von neuem an und arbeiteten sich wie schon manchmal während ihrer siebenhundertjährigen, durch so viele Kriegsgreuel bezeichneten Martyrergeschichte wieder hoch. Es ist geradezu ein Wunder, daß ihnen das gelungen ist. An Stelle der ihrem deutschen und evangelischen Einflusse entzogenen Staatschulen gründeten sie über

das ganze Land hin eine große Zahl von deutschen Vereins- und Kampfvereinen, die sich mit ihrer deutschen Art und Sprache und mit ihrem evangelischen Glauben durch alle Schwierigkeiten hindurch. Im staatlichen Leben nach den Vorschriften des Wortes Gottes ihrem russischen Kaiser unverbrüchlich treu, gewiß die besten seiner Untertanen, schlossen sie sich geistig um so fester und unauflöslicher mit ihren Stammesbrüdern in Deutschland zusammen, an dessen geistigem Wirken und Schaffen eine große Zahl von Balten an hervorragenden Stellen unserer Universitäten mitarbeitete. Denn das Russentum, in das man sie hineinzwingen wollte, bedeutete für sie den Tod, das Deutschtum und der evangelische Glaube das Leben.

Aber der finstere Geist des Allrussentums wurde immer mächtiger. Es wurde beschlossen, alle „Fremdkörper“ im Reiche zu verrufen. Ein Krieg gegen Deutschland und Oesterreich schien hierzu das sicherste Mittel. Unter Führung des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch wußte diese Partei ihren Willen durchzusetzen. Der im Jahre 1914 ausbrechende Weltkrieg war ihr Krieg. Mit dem für sicher angesehenen Siege glaubte sie die deutschen Ansiedler, die sich lange vor Entstehung des Russenreiches siebenhundert Jahre lang so zäh auf ihrer heimatlichen Scholle gehalten hatten, an der Lebensader zu treffen und die Ostseeprovinzen ganz zu verrufen.

Und das Weltungewitter brach los. Seine ersten Stürme brausten über das alte Baltenland dahin. Unerhörtes an Beschimpfungen, Bedrückungen, Verfolgungen mußten dabei wieder die Deutschen erleiden. Ihr Herz war zerrissen zwischen zwei Fronten. Pflicht und Untertanentreue, die sie geschworen hatten, riefen ihre Söhne an die russischen Fronten, heiße Liebe und Sehnsucht zog sie zu der alten deutschen Mutter. Aber in diesem furchtbaren Zwiespalt wählten sie nach dem Worte des Apostels: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat“ den harten Weg der Pflicht. Wie ihnen dabei das Herz blutete, das sagt uns am kürzesten das Wort eines zum Tode verwundeten russischen, deutsch-baltischen Offiziers. Deutsche Soldaten fanden ihn sterbend auf dem Schlachtfelde. Da streckte er ihnen die Hand entgegen und sagte ihnen zu ihrem Erstaunen in reinstem Deutsch: „Brüder, gebt mir noch einmal die Hand! Mein Blut gehört dem Zaren, mein Herz dem deutschen Vaterland.“

Aber während die Balten trotz der treuen Hingebensfolge ihrer Söhne mitten im Kriege seitens der Russen mit Bedrückung, Verfolgung, zahllosen Verschleppungen nach Sibirien mißhandelt wurden, hatten die siegreichen deutschen Heere immer strahlender ihren Vormarsch gegen Osten fortgesetzt. In der Schlacht von Tannenberg hatte Hindenburg die Macht der Russen zerschmettert, in Galizien sie geschlagen, sie in die Pripietätsümpfe hineingetrieben. Und nun nahmen sie dem berühmten Mittelpunkt altdeutschen Bürgertums und Geisteslebens, der altbewährten Stadt Riga. Die deutschen Kanonen donnerten vor den Wällen, und ihr Donnern klang den drinnen eingeschlossenen wie das Brausen von Heimatglocken, die ihnen die Freiheit verkündigten. Der eiserne Ring wurde zerbrochen, die deutschen Sieger zogen ein. O was für goldene Stunden und Tage brachen nun für die Stadt an, die ungeschützt von der alten Mutter siebenhundert Jahre lang die Treue gehalten hatte! Der Traum einer langen, schweren Vergangenheit war erfüllt. Wie ein endlich heimgekehrtes Kind der Mutter an die Brust sinkt, so begrüßten die Rigaer die einziehenden Deutschen. Die längst heimlich hinter verschlossenen Türen genährten schwarz-weiß-roten Fahnen flogen zu den Fenstern hinaus! In Zeit von wenigen Minuten wallte ein wahrer Wald von schwarz-weiß-roten Flaggen über allen Straßen. Tausende winkten mit Händen, Tüchern, Fähnchen aus den Fenstern. Die Menschen eilten aus den Häusern heraus und begrüßten jauchzend die Befreier. Mit Tränen in den Augen hießen sie sie willkommen und fielen ihnen vor Freude weinend um den Hals. Von allen Kirchtürmen läuteten in brausendem Choral die Glocken. Festlich gekleidet eilte das Volk in die Kirchen. Hier wurde der goldene Tag der Freiheit mit überströmendem Danke gegen Gottes Gnade und Barmherzigkeit gefeiert. Und selten mag wohl das Lutherlied aus so tiefbewegten Herzen emporgestiegen sein: „Ein feste Burg ist unser Gott!“

Da kam die letzte und grausamste Enttäuschung. Alles war leerer Wahn, alles war Täuschung gewesen. Die mit so beispielloser Freude begrüßte alte Heimat brach nach vierjährigem Kampf gegen 28 Mächte zusammen. Sie mußte das Baltenland räumen und die Balten wie früher wieder ihrem Schicksal überlassen. Und furchtbar war es, dieses Schicksal.

*) Aus dem „Boten aus Zion“, evangelische Viertelsjahrschrift aus dem Syrischen Waisenhaus in Jerusalem.

Die russischen Bolschewisten rüdten ein und hausten unter den zurüdgebliebenen Deutschen, die nicht mit hatten fliehen können, wie wilde Bestien. Viele, viele wurden ermordet und dadurch von einer dunklen Zukunft erlöst. Zahlreiche Freunde des Syrischen Waisenhauses zählen wir unter den Toten. Zu ihnen gehört einer unserer treuesten Freunde, der Diaconissenhausvorsteher Pastor Wachtsmuth in Mitau, der einst mehrere Tage unser lieber Gast in Köln gewesen ist. Er hatte uns noch kurz vor dem Einrücken der Bolschewisten einen erschütternden Brief geschrieben, voll tiefen Grams, voll heldenmütiger Ergebenheit in Gottes Willen. In dem letzten Artikel, den er für ein Blatt schrieb, heißt es: „Wir Balten haben zum deutschen Volke, zum Deutschen Reich und seinem Kaisertum, zu seinen Helden des Geistes und der Kraft emporgeschaut wie zu einem Heiligtum. Wir hatten Abstand genug, um über das Kleine hinweg das Große darin zu schauen. So sind wir's von Kindheit auf gelehrt worden. So haben wir's in den Jahren der Reise in uns und um uns gepflegt. Nun will uns das Heiligtum entweiht erscheinen, in sich zusammengeürzt. Und unreine Füße wollen darüber hinwegschreiten. Das ist's, worunter unsere Seele aufstöhnt. Vor mir auf dem Tische steht eine geborstene deutsche Granate. Sie war in unser Diaconissenhaus gefahren an jenem unvergeßlichen Tage, als die deutschen Truppen am 1. August 1915 bei uns einrückten. Es waren Stunden höchster Lebensgefahr. Wir aber hoben die Granate auf voll jubelnder Freude: „Sie kommen! Sie kommen!“ Wie doch die Hoffnung das Herz jauchzen machen kann auch unter herstenden Granaten und splitternden Balken! Was war's doch für ein frohes Gefühl beim damaligen Donnern der Kanonen, so völlig anders als jetzt nach dem Zusammenbruch, wo kein Geschütz mehr dröhnt! Ein so frohes, befreiendes Gefühl! Es war ja die Hoffnung, die damals in uns allen lebte, trotz der nahen Gefahr; die große, deutsche, baltische Hoffnung! Als Christen müssen wir denken: nach allem, was die Zeit in unserem Volke ans Licht gebracht hat, mußte Gott es in die Tiefe führen, in seinen Schmelztigel nehmen. Als Deutschen will uns das Herz über dieser Demütigung unseres Volkes brechen. Gott nimmt unser deutsches Volk in seine Schule. Hoffnungslos unfähige Kinder schickt man nicht in die Schule. Nein, wir glauben mit der ganzen Kraft einer auf Gottes innerstem Wesen gegründeten Überzeugung, daß Gott das Leben unseres Volkes will, mag es auch jetzt noch so sehr einem Felde voll Totengebeinen gleichen. — Unser Herz stöhnt auf in namenlosem Schmerz über das, was wir sehen. Es ist doch die Seele unseres Volkes, das wir lieben mit allen Fasern des Herzens, das wir lieben mit der ganzen glühenden Sehnsucht, mit der wir Balten uns je und je gesehnt, mit unseren deutschen Brüdern vereinigt zu werden. Aber über dem Dunkel der Zeit leuchtet ein Stern auf, der Stern der Hoffnung. Er leuchtet uns in jener Zusage des Herrn: „Er hat mich gesandt, den Elenden zu predigen, die zerbrochenen Herzen zu verbinden, zu predigen den Gefangenen eine Erledigung, den Gebundenen eine Öffnung, zu predigen ein gnädiges Jahr des Herrn“. Darum empor die Herzen!“

Das ist die Stimme eines Balten selbst, um so eindrucksvoller, als es eine Stimme von jenseits des Grabes ist. Denn kurze Zeit darauf wurde auch Pastor Wachtsmuth von den Bolschewisten ergriffen und ins Gefängnis geschleppt. Dort war er eine Zeitlang, zusammengepfercht mit vielen deutschbaltischen Leidensgenossen. Wie einst Paulus im Sturm auf dem Meere der einzige war, der in der drohenden Todesgefahr unter den verzweifelten Schiffsleuten und Soldaten im Vertrauen auf Gott den Kopf oben behielt und allen Mut einsprach, so war er im Gefängnis mit seinem ungebrochenen Gottvertrauen Halt, Trost und Stütze vieler unschuldiger Mitgefangenen. Dann erlitt er mit ihnen von bolschewistischer Mörderhand den Märtyrertod. Sein Schicksal ist im kleinen das selbe, welches im großen das ganze, herrliche Volk unserer baltischen Brüder getroffen hat. In Nacht und Finsternis hat ihr durch so viele tüchtige Leistungen und ausharrende Treue, und dann durch so viel Grausamkeit und Enttäuschung, führender Weg geendet. Es wäre ein trostloses Ende, wenn die Balten nicht im großen und ganzen ein frommes, gläubiges Christenvolk gewesen wäre. Darum leuchtet über ihrem dunkeln Grabe, so viel ihrer dem Herrn Jesus angehört haben, eine helle Sonne, die Sonne des ewigen Lebens.

Ein Missouriipastor.

Die Riograndenser Synode steht bekanntlich in einem notwendigen Abwehrkampf gegen die nordamerikanische Missouri-Synode und deren Sendlinge. Wes Geistes Kinder diese „deutschen“ lutherischen Pastoren aus dem Lande Wilsons sind, erhellt deutlich aus einem Aufsatz in der ersten Nummer des nach zweijähriger Unterbrechung wieder erschienenen Riograndenser Sonntagsblattes unter der Überschrift „Sekte, aber notwendige Abrechnung mit Herrn P. John Kunstmann“. Damit auch unsere Leser, die an ihrer deutsch-evangelischen Kirche im brasilianischen Urwalde festhalten wollen, wissen, wessen sie sich von solchen nordamerikanischen Sendlingen zu versehen haben, bringen wir den größten Teil jenes Aufsatzes zur Kenntnis:

„Herr Johannes Kunstmann, Pastor der Missourigemeinde Porto Alegre, geborener Deutscher und naturalisierter Engländer, hat während des Kriegszustandes zwischen Brasilien und Deutschland gelegentlich englisch-geschriebene Beiblätter zum Mensageiro lutherano herausgegeben. Sie wurden in englischer Sprache abgefaßt, weil sie nur für die Pfarrer bestimmt waren, und weil der Verfasser sich bei dem einen oder andern vielleicht sagte, daß ein Bekanntwerden des Inhalts bei vielen seiner deutschfühlenden Gemeindeglieder unerwünschte Folgen haben würde.

Ein solches Beiblatt, Outlook-Ausblid oder Umschau betitelt, liegt mir vor. Es ist außerordentlich lehrreich und verdient, einem möglichst weiten Leserkreise zugänglich gemacht zu werden. P. Kunstmann beschäftigt sich im 1. Teil seines Aufsatzes mit der Frage nach der Möglichkeit einer Trennung von Kirche und Staat als Folge der grundsätzlichen Umwälzung aller politischen Verhältnisse, die infolge des entsehlenden Kriegsausganges über die alte Heimat hereingebrochen ist. Der 2. Abschnitt stellt die Trennung von Kirche und Staat in Deutschland als erstrebenswert hin, weil dadurch die „wahre lutherische Kirche“ von dem Druck des Staates befreit werde und sich glänzend entwickeln könne.

Im 3. Abschnitt aber beginnt Herr P. Kunstmann, seinem Herzen Luft zu machen, und diese Ausführungen grade verdienen, niedriger gehängt zu werden. Er sagt da in wörtlicher Übersetzung: „Wir werden den Tag begrüßen und ein „Herr Gott, dich loben wir!“ anstimmen, wenn dieser preussische Turm zu Babel, d. i. die evangelische Landeskirche Preußens, stürzen wird und damit die Seifenblase einer deutschen kaiserlichen Kirche plagen wird. Eine Einrichtung — gemeint ist die evangelische Kirche — die aufgebaut ist auf ... Vergewaltigung des Gewissens, Gefängnis, Verbannung, Geldstrafen und sogar Blutvergießen von Bekennern und auf vielen andern Handlungen der Barbarei und Gewalttätigkeit, hat sehr verdient, von der Erde weggesetzt zu werden. „Ecrasez l'infame!“ (d. h. Vernichtet die Niederträchtige!) Dieser Ausspruch von Voltaire, der sich ursprünglich auf die damalige katholische Kirche von Frankreich bezieht, kann sehr gut auch die preussische unionistische Staatskirche angewandt werden!“

Soweit Herr P. Kunstmann. Der Absatz zeigt mit aller wünschenswerten Deutlichkeit, daß ein geborener Deutscher es fertig bringt, über den Zusammenbruch Deutschlands zu frohlocken, weil er den Zusammenbruch der preussischen Landeskirche im Gefolge haben kann: wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen. Das ist ganz logisch. Er singt ein Tedeum laudamus, weil er seine Wünsche in Bezug auf die evangelische Kirche der Erfüllung nahe sieht — ähnlich wie es Papst Gregor XIII. 1572 tat, als er die Kunde von den Greueln der Pariser Bartholomäusnacht, in der 2000 Protestanten allein in Paris ermordet wurden, erhielt. Die Kirche, die in den 100 Jahren ihres Bestehens Millionen zum Segen geworden ist, läßt er aufgebaut sein auf „Blutvergießen von Bekennern und vielen andern Handlungen der Barbarei“ und belegt sie mit Titeln wie „Turm zu Babel“, „Die Niederträchtige“ usw. Warum? Weil Herr P. Kunstmann ein hochgebildeter, vornehm denkender Mann ist, der geglaubt hat, in einem englisch geschriebenen Blatt ungestraft und ungestört seines „deutschen“ Herzens tiefste Gedanken aussprechen zu dürfen.

Im 4. Abschnitt seines Aufsatzes redet er von den Vorteilen, die für die Missouri-Synode in Brasilien aus dem heifgefehten Zusammenbruch der preussischen Landeskirche entspringen werden. Diese Vorteile bestehen nach P. Kunstmanns Ansicht darin, daß 1. die Unterstützungen der Gemeinden durch den Evangelischen Ober-Kirchenrat oder den Gustav-Adolf-Verein wegfallen; daß 2. die dem Evangelischen Ober-Kirchenrat angeschlossenen Pfarrer keine Pensionen mehr beziehen.

Krasser und schärfer, als es P. Kunstmann hier selbst tut, hätte auch der erbitterteste Gegner des P. Kunstmann die ganze Erbärmlichkeit der kleinen, schadenfrohen Seele jenes Missouri-pastors nicht an den Pranger stellen können: also nicht ein Aufleben religiösen Geistes, nicht ein Vertiefen kirchlichen Lebens sind die Vorteile, die P. Kunstmann dem Zusammenbruch der evangelischen Kirche für seine Missourisynode entkeimen sieht — nein, er schwelgt in Freude über schaffte und ersahnte Schädigungen der Rio-grandenser Gemeinden!

Allerdings ist Herrn P. Kunstmanns Freude zu unserer aufrichtigen Freude verfrüht; die evangelische Kirche ist nicht zusammengebrochen; Evang. Ober-Kirchenrat und Gustav-Adolf-Berein arbeiten weiter, unerschüttert durch das Todeum des P. Kunstmann und seinen christlichen Wunsch „écrasez l'infame!“ Immerhin hat der Outlook-Artikel in erfreulicher Weise kundgetan, daß wir mit der Beurteilung des P. Kunstmann als eines — innerlich wenigstens — farbesten Engländer's Recht hatten — wenn uns auch aus der Feder geborener Engländer ähnlich niedrige Angriffe auf die evangelische Kirche bisher nicht zu Gesicht gekommen sind. Aber das ist ja eine allgemeine bekannte Tatsache, daß Renegaten stets fanatischer sind als die Volksgenossen selbst und darum um so effektiver wirken.“

Nachahmungswerte Beispiele.

Die „Deutsche Zeitung von São Paulo“ bringt unter der Überschrift „Hochherzige Spende“ folgende Nachricht:

„Unser in weitesten Kreisen bekannter Landsmann, der im Jahre 1916 zu Dresden verstorbene Herr Antonio Columbus hat dem hiesigen Verein Deutsche Schule und dem Verein Deutsches Krankenhaus den Betrag von 20:000\$000 (Zwanzig Contos de Reis) zu gleichen Teilen testamentarisch vermacht. Diese hochherzige Tat des schlichten Mannes, der sich aus kleinsten Anfängen, durch eisernen Fleiß und strenge Rechtfertigung emporgearbeitet hat, wird ihm ein bleibendes, ehrendes Denkmal im Gedächtnis der deutschen Kolonie sichern und verdient umso höhere Anerkennung, als seit dem Tode des Herrn Theodor Wille das erste Mal ist, daß einer unserer Landsleute, die Wohlfahrtseinrichtungen unserer Kolonie testamentarisch bedacht hat. Sein Beispiel möge unter den Begüterten unserer Kolonie recht viele Nachahmer finden.“

Auch dem evangelischen Krankenhaus in Blumenau ist eine Erbschaft zugefallen. Der vor zwei Jahren verstorbene Kolonist Otto Schönicke hat den Reinerlös seiner am Westarm gelegenen, auf 8 Contos geschätzten Kolonie diesem Krankenhaus vermacht, freilich mit der Klausel, daß, falls binnen 5 Jahren in Bella Alliança ein deutsches Krankenhaus errichtet würde, zwei Drittel der Erbschaftssumme an dieses zurückgezahlt werden müßte. Das Andenken dieses edlen Mannes, der als erster ein deutsch-evangelisches Liebeswerk in unserm Staate testamentarisch bedacht hat, soll unvergessen bleiben.

Aber dieses Beispiel hochherziger Gesinnung regt ebenso, wie das aus S. Paulo gemeldete, zu der Frage an: Sollte es bei unsern begüterten evangelischen Christen nicht Nachahmung wecken? Manriafach sind die Bedürfnisse des evangelischen Deutschthums in Kirche und Schule, und es soll aufhören lernen, sich dieselben durch Unterstützungen aus der selbst notleidenden alten Heimat decken zu lassen. Auch ein Werk, wie das evangelische Krankenhaus und Altenheim in Blumenau, mit dessen Gründung der evangelische Gemeindeverband von Santa Catharina ein Bekenntnis des Vertrauens zu der Opferwilligkeit seiner Gemeinden abgelegt hat, bedarf der Unterstützung durch begüterte, hochherzige Freunde, damit es bestehen und Segen bringen kann. Ein Denkmal, dauernder als Erz, setzt sich der vermögende Christ, der nicht nur für seine Angehörigen sorgt, sondern nach Erfüllung seiner Familienpflichten auch allgemeiner Wohlfahrtseinrichtungen gedenkt. Wenn es aber ein peinlicher Gedanke ist, daß auf seinen Tod spekuliert werden könnte, der hat es ja in der Hand, sich schon bei Lebzeiten mit dem ihm von Gott geschenkten Hab und Gut recht viel Freunde zu machen. Wer sich für diese Frage interessiert, dem sei der sehr lehrreiche Aufsatz in dem Rotermund'schen Kalender für das Jahr 1920 auf Seite 40 „Stiftungen, Vermächtnisse, Stipendien“ aufs wärmste empfohlen.

G.

Aus unseren Gemeinden und für unsere Gemeinden.

Badenfurt. An dieser Stelle möchte ich noch einmal Abschied nehmen von meinen Gemeindegliedern, auch von den Lesern des Christenboten. Allen drücke ich im Geiste die Hand und rufe ihnen ein herzliches Gebewohl zu. Ich danke allen, die mich in meiner Arbeit, der Pflege unseres deutsch-evangelischen Kirchenwesens unterstützt haben, ebenso für alles persönliche Entgegenkommen, tatkräftigen Rat und Hilfe, die ich hier im Lande erfahren habe. Das geistige Band, das mich mit den hiesigen Bekannten und Freunden verbindet, wird nicht wieder zerreißen, wenn ich wieder nach drüben in die alte Heimat zurückgekehrt bin. Viele Mühen aber noch viel mehr Freuden habe ich hier gehabt. Was mir die Rückreise besonders schwer macht, ist nicht nur die äußere Trennung, dafür hoffe ich auch drüben mit andern mir in Liebe Nahestehenden wieder enger zusammenzukommen, sondern vornehmlich der Umstand, daß ich mein deutsches Vaterland in tiefster Erniedrigung vorfinden soll. Wenn ich hier auch nicht mehr von der Kanzel reden kann, so hoffe ich doch für den Christenboten auch späterhin gelegentlich etwas schreiben zu können. Ich will dann erzählen, wie ich Deutschland vorgefunden habe, und bis jetzt habe ich die feste Zuversicht noch nicht aufgegeben, daß ich bald nicht nur von weiterem Niedergang, sondern auch von neuem Wiederaufstieg mit neuen sittlich-religiösen Kräften berichten kann. Ganz neu werden die Mächte ja nicht sein, die unsern Volksgenossen drüben wie hier wieder aufhelfen können. Es ist der alte Gott, zu dem wir uns zurückwenden müssen. Es ist sein heiliges Gesetz und sein teures Evangelium.

Für einstweilige Vertretung in Badenfurt ist Sorge getragen. Die Trauungen wird Herr Pfarrer Gabler in Blumenau vollziehen. In Badenfurt, Itoupavazinha, Fortaleza wird Herr Pfarrer Neumann in Alto Rio do Testo, Herr Pfarrer Krause Gottesdienste halten. Auch das Reisepredigtgebiet Bella Alliança wird nicht vergessen sein. Möchte aber bald auch ein neuer Pfarrer kommen, und in Einigkeit diese Frage gelöst werden. An größere Opfer muß freilich die Gemeinde gewöhnt werden, die ja bei vielen in dieser wirtschaftlich nicht ungünstigen Zeit keine Opfer im eigentlichen Sinne, sondern nur größere Gaben entsprechend der gewachsenen Leistungsfähigkeit sind. Ich bin überzeugt, daß darum zunächst die Reisekosten für den neuen Pfarrer leicht bei ein wenig gutem Willen aufgebracht werden können. Radlach, Pfarrer.

Blumenau. Eine erfreuliche Nachricht haben die ersten vom Evangelischen Oberkirchenrat hier eingetroffenen Schreiben auch der Gemeinde Blumenau gebracht. Die Wahl des Herrn Pfarrers Neumann aus Brusque zum Pfarrer von Blumenau ist bestätigt worden, sodas die Gemeinde in absehbarer Zeit sich wieder eines eigenen Geistlichen erfreuen wird. Pfarrer Gabler, der bekanntlich seit mehr als 2 Jahren außer seiner Gemeinde Itoupava auch in Blumenau pastoriert, wird voraussichtlich nach Ostern Blumenau verlassen und die Heimreise nach Deutschland antreten können.

Der Innenausbau des evangelischen Krankenhauses macht rasche Fortschritte. Die Arbeiten werden beschleunigt, da die telegraphische Nachricht gekommen ist, daß der zum leitenden Arzt ausersehene Herr Dr. Johnson aus Stettin im Januar ausreißt, und er demnach im Februar hier erwartet werden kann. Freilich solch ein Werk kostet Geld und immer wieder Geld. Ein Appell an die Bevölkerung, am Gelingen des Werkes mitzuarbeiten und reichliche Gaben zu spenden, soll das Volksfest sein, das geplant wird. In den Reinertrag des Festes wird sich aber das Krankenhaus mit dem evangelischen Frauenverein in Blumenau teilen, welcher mehrere Contos für die Heimreise der beiden Gemeindegewestern und die Ausreise neuer Schwestern aus Deutschland braucht.

Am 21. Dezember, abends 7 Uhr, fand in der Kirche eine schöne Weihnachtsfeier für die Kinder statt, die im vergangenen Jahre den Kindergottesdienst besucht haben. Wie leuchteten die Augen der Kinder, als sie die beiden schönen Christbäume im Lichterglanz erblickten, wie beseligt sangen auch die kleineren die alten trauten Weihnachtslieder mit, mit welcher Aufmerksamkeit lauschten sie den Weissagungen, der Geschichte von Kindlein in der Krippe, den sinnigen Gedichten, die mit gutem Ausdruck vorgelesen wurden, und der Ansprache, die Pfarrer Gabler hielt! Zuletzt wurde ihr Kinderherz durch kleine Gaben erfreut, zu denen sie selbst im Laufe des Jahres durch ihre Kollekten beigetragen haben. Es waren wohl gegen 150 Kinder, die bedacht werden konnten, weil sie ziemlich regel-

mäßig zu den Kindergottesdiensten erschienen waren. Nach der Verteilung richtete noch Herr Feuer, der eigentliche Leiter der Sonntagschule, herzandringende Worte an die kleinen und die großen Zuhörer und ermahnte insbesondere die letzteren, ihre Kinder regelmäßig zur Kirche zu senden, damit diese beizeiten ihren Heiland kennen und lieben lernen. Die Gemeinde schuldet Herrn Feuer und seinen Helfern, Herrn Rudolf Damm und seiner Gattin, die die Gefänge auf dem Harmonium begleitet, Fräulein Anna Damm und Fräulein Tilly Siendlmayer für ihre treue Arbeit aufrichtigen Dank. G.

Die frauke deutsche Seele.

In der „Frankfurter Zeitung“ hält Arbeitssekretär Anton Erkelenz seinen Landsleuten diese Zeitpredigt:

„Mir scheint die Krankheit des deutschen Volkes weit mehr seelischer als wirtschaftlicher Natur zu sein. Und von der Seele aus muß auch der Gesundheitsprozeß ausgehen. Ein beträchtlicher Teil verlorener Arbeitstage erwächst aus der inneren Unlust an aller Mithilfe.“

Man könnte die Menschen durch rohe Gewalt wieder auf die Beine stellen. Jrgend ein General, der über genügend Truppen und Waffen verfügte, könnte alles im Blutbad erstickern und durch den weißen Schrecken die Menschen ruhig machen. Und da und dort rufen Gewaltmenschen oder unpolitische Köpfe in diesem Sinne nach dem „starken“ Mann. Man muß sagen, daß niemand von uns diese Eisenhartkur wünschen kann! Vielleicht brächte sie uns Ordnung vorerst, aber Ordnung im Sinne Stolypins, unter deren Oberfläche die Lava weiterglüht und eines Tages um so schrecklicher die Erde zerreißt. Der offenen Gewalt kann nur Gewalt gegenüberstehen. Aber sie ist kein Heilmittel für die seelischen Nöte.

Die Seele kann nur gefunden aus der Seele. Heute heißt es, Menschlichkeit unter Menschen wieder erstehen zu lassen. Die gesund und innerlich fest geblieben sind in unserm Volke, müssen durch ihre Tat, durch Beispiel und Werke den laßenden Schlund zu schließen suchen, der uns zu verschlingen droht. Erheben wir die Bergpredigt wieder auf unsern Schild! Nicht in schönen, wohlgelesenen Worten, sondern in Taten. Gebe jeder, was er kann, und gebe er gern. Nach vierzig Jahren Materialismus wollen wir endlich die seelischen Werte auf den Thron setzen. Wir müssen Buße tun. Dieses Wort des Täufers muß wieder ersaft werden. Die Sozialdemokratie hat fünfzig Jahre lang von den heißersehnten Rechten der Arbeiter mit flammenden Worten gesprochen. Sie möge endlich von ihren Pflichten sprechen. Nicht von ihren Pflichten gegen die Partei, sondern gegen das Volk, gegen die Allgemeinheit. Der Fabrikant, der Geschäftsmann redeten stets nur von ihren Geschäften und Gewinnen. Darum will man ihnen jetzt alles nehmen. Sie mögen einmal von dem sprechen, was sie geben, opfern wollen, nicht vom Ueberfluß, sondern vom Notdürftigen. Erst dann haben sie Anspruch darauf, daß ihnen gegeben wird.

Sind wir reif für diese neue Gesinnung, die von der neuen Zeit verlangt wird? Ich las einen Bericht über die Sylvesternacht in Berlin:

„Lebenshungrige Männer und Mädchen tanzten ins neue Jahr. Die Musik spielt in Hunderten von Lokalen Tänze über Tänze, Walzer, Foxtrot, Dnestep, Two-step und die Beine rasen wie verhext über die Diele, die Röcke fliegen, der Atem jagt, Setzpfropfen knallen... Wir wollen nicht moralisieren, aber wir dürfen schon sagen: So ein Sylvester hat Berlin noch nicht erlebt.“

Als ich dies gelesen, stand in mir die Ueberzeugung fest, daß, schlimm genug, das Elend erst am Anfang sei!

Und doch ist ein großer Gehalt an Stimmung über die bittere Not der Zeit im Volke vorhanden. Aber es sind nur Millionen kleine Bächlein, denen der Zusammenfluß in einem großen Strom fehlt. In diesem Sinne unterstütze ich den Ruf nach dem starken Mann, der stark ist an Seele und Ueberzeugung, stark an Leidenschaft für Freiheit und Selbstverantwortung, der Seele, Ueberzeugung, Elend, Leidenschaft in brennende Worte und Taten fassen kann, der Scham, der Buße, der Hoffnung und Wiederaufrichtung. Eine Demokratie, die solche Männer nicht zeugen könnte, müßte untergehen.“

Ein Mittel gegen Unzufriedenheit.

Genelons, einer der edelsten Männer seines Zeitalters, wurde von einem vertrauten Freunde gefragt, ob er ihm nicht das

Geheimnis seiner steten Zufriedenheit mitteilen könne. „Gewiß“, lautete Genelons Antwort, „mein Geheimnis ist bald gesagt, denn es besteht in nichts anderem als in dem rechten Gebrauche meiner Augen.“

Der Freund erbat sich eine weitere Erklärung, die ihm gern gewährt wurde.

„In welcher Lage ich mich auch befinden mag“, sagte der ehrwürdige Mann, „vor allen Dingen hebe ich zuerst meine Augen zum Himmel auf und gedenke dabei an meine Hauptarbeit auf dieser Erde: wie ich in den Himmel komme. Dann richte ich meine Augen nieder zur Erde und vergegenwärtige mir, welch einen engen Raum ich einmal brauchen werde, wenn man mich begraben wird; dann wende ich meine Blicke der Welt zu und sehe, welch eine Menge Leute viel unglücklicher sind als ich selbst. So lerne ich, wo das wahre Glück zu finden ist, wo alle unsere Sorge enden muß, und wie wenig Grund zur Klage übrig bleibt.“

Der wunderbare Gott.

So wunderbar bist du, o Gott, so groß in deiner Liebe,
Du hilfst den deinen in der Not aus reinem Liebestriebe.
Wenn oft das Herz In wehem Schmerz
Durch Leid geknickt Von Sorg erdrückt,
Verzweiflungsvoll nach Hilfe schreit,
Bist du, Herr, stets zur Hilf bereit.
So wunderbar bist du, o Gott, so groß in deiner Treue,
Selbst wenn dein Kind fällt immerfort, du hebst es stets aufs neue
Hinauf zu dir Entziehst es hier
Des Feindes Macht, Und aus der Nacht
Erblüht dein Kind dann Stern um Stern
Und jauchzend dankt es dir, dem Herrn.
So wunderbar bist du, o Gott, so groß ist dein Erbarmen.
Bei dir die Seele findet Ruh! Mit deinen Gendarmen
Umfängst du sie Und lässest nie
Sie wieder fort, Behälst sie dort
In jenen selgen Himmelshöhen,
Wo Engel, dich anbetend, stehn.

Dimitri Feuer.

Die Muttersprache.

Du schöne deutsche Sprache du,
die mich zuerst die Mutter lehrte,
in der zuerst ich Gott verehrte —
mir sagt so keine andre zu,
als du allein! Nur du, nur du!

Wie mühte sich die Mutter grämen,
die deutsche Sprache lieb und rein!
Wollt' ich mich ihrer Sprache schämen —
Das kann nicht sein und soll nicht sein!

Wie sich die Zukunft auch gestalte,
die Muttersprache obenan!
Die Sprache, die zuerst ich lallte,
sagt, ob ich die vergessen kann!

Ja, wenn ich deiner wollt' vergessen,
als wär ich dann von bess'rem Holz,
dann wär ich mehr wohl, als vermessen,
dann wär ich mehr als dumm und stolz!

Franzosen, Chippewas und Ketten —
die haben ihre Sprache lieb;
man soll mich einen Feigling schelten,
wenn ich nicht treu der deutschen blieb!

Die Sprache soll mir keiner rauben!
Ich schätze sie, wie sich's gebührt.
Der rüttelt mir an meinem Glauben,
der mir an meiner Sprache rührt.

Sind beide doch mit tausend Fäden
verschlungen auf der Seele Grund:
ich muß mit Gott — Gott mit mir reden,
wie lehrte mich der Mutter Mund.

Du schöne deutsche Sprache du,
die mich zuerst die Mutter lehrte,
in der zuerst ich Gott verehrte —
mir sagt so keine andre zu,
als du allein! Nur du, nur du!

Wilhelm Färber.

Für den Familientisch.

Die Lichtspenderin.

Erzählung von M. v. Markovics.

Weiße Gardinen mit breiten, gehäkelten Spitzen wallten um die spiegelblank geputzten Fenster — aber es standen keine Blumen, der Frauen Lieblinge, auf den breiten Fensterbrettern.

Der Fußboden, nach alter, guter Sitte weiß geschauert und nicht mit moderner Lackfarbe überflert — dem sie wohnten in einem kleinen Städtchen im Harz, und jedes Möbelstück, blank poliert, stand sorgfältig abgestäubt an seinem Fleck, aber etwas steif und gezwungen.

Der ganzen, blühlauberen Häuslichkeit mangelte das gewisse „Quentchen Poesie“, mit dem auch die ärmste Hausfrau ihr Heim zu schmücken versteht. — Und so nüchtern und peinlich pünktlich ging alles im Hause seinen gewohnten Gang: Der Mann und die Frau nahmen Tag ein, Tag aus ihre gewöhnlichen Plätze ein — sie am Erkerfenster vor der blinkenden Nähmaschine, welche fast den ganzen Tag surrte — er auf dem alten, perlisch überzogenen Pameelsofa, aus dem hier und da die einzelnen Kopshaare herauslugten und den Daraufstehenden tüchtig „piekten“.

Der lange, polierte Tisch mit den Klappen hatte zwar immer eine saubere Decke, aber niemals, auch zur Zeit der Rosen, sah man einen duftenden Blumenstrauß darauf.

Freilich — der Mann war den größten Teil des Tages draußen in der Werkstatt (er war Buchbinder und hieß Johannes Sundewitt), aber nach den Mahlzeiten blieb er gern ein wenig im Stübchen und las Zeitungen und Kalender, die ihm der Obsthändler Heimblatt, sein einziger Freund, aus der Residenz hin und wieder schickte.

Dann setzte er sich auf das Sofa, stemmte beide Arme auf den Tisch und die Daumen an die Ohren, um das Surren und Rauschen der Nähmaschine und das Stampfen der Lohnmühle nebenan nicht so arg zu hören, und las.

Die Frau, die sich selten Zeit zum Lesen ließ, da sie stets vollauf Arbeit für den Weißwarenhandeler an der Marktede fertig zu machen hatte, dachte dann oft recht bitter:

„Immer ist er für sich allein — ist's nicht ein wahres Unrecht, daß er mir nicht auch ein wenig vorliest? Oder wenn er mir wenigstens erzählte, was er gelesen hat — ich kann und will mir doch die Zeit dazu nicht gönnen — aber nein! So gern hörte ich auch eine schöne, lehrreiche Geschichte, — aber bitten mag ich ihn nicht darum.“

Katharina Sundewitt war eine große, hagere Frau mit starrem, glattgeschneitten Haar von goldblonder Farbe, ruhigen, großen, hellblauen Augen und energisch ausgeprägten Gesichtszügen.

Sie mochte kaum vierzig Jahre zählen, aber ihre edigen, langsamen Bewegungen und eine gewisse Strenge im Antlitz ließen sie älter erscheinen.

Frau Sundewitts Kleidung war äußerst reinlich und sauber, solide in jeder Beziehung, aber einfach, ohne den geringsten Zierat; die ganze Gestalt, wie absichtlich, so nüchtern, wie das ganze Heim um sie her.

Auch Katharina Sundewitt war früher, ehe sie ihren Ehemann geheiratet hatte, heiter und lustig gewesen, bevor sie die Eltern dem Buchbindermeister gaben, ohne das Kind nach seinem Herzen zu fragen, dann hatte Barbara Sundewitt, die zänkische und strenge Schwiegermutter, ihr die Lustigkeit und die „Buhlsucht“ gründlich ausgetrieben — wie sie oft sich rühmte.

Nun war aus dem lustigen Katharinen Hollermann eine verbitterte, stille Buchbindermeisterin geworden und so blieb sie, als Frau Barbara längst draußen an der Kirchhofsmauer unter den weißen Rosenbüschen schlief.

Ihr Eheherr — Johannes Sundewitt, der Buchbinder — war um zehn Jahre älter als Frau Katharina; doch sah er jünger aus als sie, was darin seinen Grund haben mochte, daß mehr Leben in seinem Antlitz war und frischere Farben, dazu eine jugendliche Beweglichkeit, die ihr abging. Er war ein breitschulteriger, kräftiger Mann mit lodigem, braunem Haupthaar und gestutztem Vollbart. In seinen dunklen, rehsfarbenen

Augen lag ein milder, guter Ausdruck, den niemand in denen seiner Mutter Barbara gesucht und gefunden haben würde.

Johannes Sundewitt wußte die guten Eigenschaften seines Weibes wohl zu schätzen; man hatte ihm seiner Zeit „Katharinen“ vermählt, die ihm, weil sie hübsch und jung und sparsam war, gefiel — jetzt band ihn die Gewohnheit an seine stille Frau.

Eines aber drückte ihn beständig: er hatte ein Gefühl, als schätze sie seine guten Eigenschaften nicht genügend — als gehöre ihr besseres Empfinden nicht ihm — — und genau so dachte Frau Katharina ihm gegenüber.

So lebten sie einformig und still nebeneinander.

Es fielen keine bitteren oder zornigen Worte in dem kleinen Hause an der Waldstraße — aber man sprach auch keine guten und liebevollen — — man sprach überhaupt so wenig wie möglich.

Ist's ein Wunder, daß beide schließlich aller Hoffnungen auf eine bessere Zukunft, aller Mitteilbarkeit, aller Zuneigung bar, ihr Leben als eine Bürde empfanden?

Frau Katharina hatte im letzten Winter ein wenig gekränkelt; sie hatte viel gehustet und an dem bösen, schmerzenden Rheumatismus gelitten. Da war sie — und mit Recht wohl, der Ansicht: daß ihr Mann für eine Hilfe im Hause hätte sorgen müssen, um so mehr, wenn sie still liegen mußte und einer fürsorglichen Pflege bedurfte.

Die Mittel dazu waren ja vorhanden, denn Katharina hatte ein hübsches Stämmchen ins Haus gebracht, und das Ehepaar Sundewitt hatte fleißig gearbeitet und sparsam gewirtschaftet.

Aber, nein! — Das war dem Meister Johannes nicht im Traume eingefallen; er hatte ihr wohl auf ihren Ruf Wasser und die Nahrung gebracht, der Lehrlinge, der Konrad, der noch dazu daheim bei seinen Eltern schlief, hatte gekocht und das Nötigste in der Wirtschaft gemacht, das war auch alles.

Nein — so dachte Frau Sundewitt — ihrem lieblosen Ehemann war es ganz einerlei, ob sie lebte oder starb — — sie hätte sich todgrämen können, er würde es nicht einmal bemerkt haben. Sie klagte niemals, aber der Ausdruck ihres Gesichtes wurde alle Tage unfreundlicher, und ihre Stimme lang verdrossen und rauh, wenn sie durchaus sprechen mußte.

Meister Johannes wiederum dachte trostlosen Herzens:

„Ach, welch ein Leben! Man wandelt, wie auf dürrem Holze! Mein Weib macht sich nichts aus mir — sonst würde es doch anders, zutraulicher, liebevoller gegen mich sein — —“

An einem kalten, stürmischen Tage um die Mitte des Februars klopfte der Postbote, der alte Friedel Klämpner, an die Tür.

Er war ein seltener Gast bei Meister Sundewitt, der seine Waren in Städten absetzte und mit wenigen Menschen im Briefwechsel stand.

Frau Katharina hielt im Nähen inne und betrachtete ihren Mann, der den großen, schwarzgeiegelten Brief hin und her drehte, und über die fremde Handschrift grübelte, sie war ihm völlig unbekannt.

Der Poststempel „Großenhainchen“ brachte ihn indes auf die Spur, und Meister Johannes öffnete schnell das Schreiben. Ein Ausruf des Schreckens entfuhr seinen Lippen, und er wurde leichenblau.

„Tot — tot!“ stöhnte er auf.

„Wer ist tot — —?“ fragte Frau Katharina.

„Meine arme Schwester Florentine! — Der Brief ist vom Herrn Pfarrer — — mit Tinsens Gesundheit ist es seit dem Tode ihres Mannes, des Halmsen, stets bergab gegangen — leider auch mit den Lebensverhältnissen — —“

„Kann's mir denken — —“, schalte die Meisterin leise ein.

„— geduldig und gottergeben ist sie hinüber gegangen,“ schreibt der hochwürdige Herr. — Ich glaub's schon. Alzeit gläubig, fromm, liebevoll und genügsam ist ja die Florentine gewesen — — Das war die Letzte von den Meinen! Nun hab ich niemand mehr Liebes auf der Welt.

Ueber Frau Sundewitts Antlitz zuckte es eigentümlich. Der Buchbinder legte die Arme auf die Sofakissen und das Haupt auf die Arme und schluchzte laut auf.

„Meine arme, gute Schwester! Meine Flora! Ich wollte, ich wäre ihr mehr gewesen, als ich ihr war, und hätte mehr für sie getan, als ich getan habe — ich hätte ihr ein liebevollerer Bruder, besonders nach Halmsens Tode —, sein müssen — nun ist's zu spät — sie ist hinüber gegangen —“

„Im Grunde ist's ja doch ein Glück, daß die arme, schwache Person erlöst ist. Was hat sie denn auf der Welt verloren?“

„Frau Katharinens Stimme klang seltsam rau und kalt. — und wie lange ist's denn her, daß du erst zehn Mark geschickt hast und ich eine Kiste mit Brezeln und Raffee und wollene Sachen einpacken mußte?“

Meister Johannes sprang auf vom Sofa.

„Ja — das weiß ich wohl! Ganze lumpige zehn Mark habe ich geschickt, und seit acht Jahren das erstemal was zum Christfest, weil die Nachbarn leute schrieben: „daß's ihnen gar so elend ginge!“

Erregt lief Meister Johannes in der Stube auf und ab. — ja, und weil du so unwirsch dreinschauest, so schrieb ich zu den zehn Mark dazu: daß es jetzt harte Zeiten für alle Leute sein und ich nicht mehr tun könne, und daß ein jeder sehen müsse, knapper Not durchzukommen — es war, als wollte ich ihr einen Hieb geben, der Flora — ach, ich weiß es nur zu gut — und wie leid ist es mir jetzt —“

Er wischte sich die immer noch hervorquellenden Tränen von den Wangen und schwieg. Eine lange Pause entstand. Frau Katharina ließ das Nähen sein und starrte vor sich hin.

Endlich sah Meister Johannes unsicheren Blickes zu ihr hinüber.

„Der hochwürdige Herr Pfarrer fragt: was nun aus dem Kinde werden solle — es ist ein Mädchen von elf Jahren? Ich, als ihr nächster Verwandter, werde Vormund sein müssen — ich müsse mich ihrer annehmen, wenn das Eichen nicht ins Waisenhaus solle — und das, bei Gott, soll sie nicht, so lange ich noch lebe!“

Des Buchbinders Stimme klang fast herausfordernd.

Und wieder entstand eine lange Pause.

Es war, als warte Meister Johannes auf etwas — als aber kein Wort, weder der Zustimmung noch der Widerrede von den Lippen seiner Frau kam, fing er abermals an im Zimmer auf und ab zu laufen.

Endlich stand er vor dem Erkerfenster und seiner Frau still.

„Wollen wir sie zu uns nehmen — oder soll ich das arme Wesen bei fremden Menschen unterzubringen suchen? Eines von beiden mußt du nun wählen — denn ich sagte dir schon — ich bin Evens Vormund —“

Frau Katharina rieb sich die ermüdeten Hände gegeneinander.

„Es wird wohl billiger kommen, wenn wir sie zu uns ins Haus nehmen werden — denn bei Kostleuten weiß man nie recht —“

„Nicht wahr? Das dachte ich mir auch!“

Meister Johannes sagte das mit einem wahren Feuereifer, mit einem gewissen freudigen Ausdruck in seinem dunklen Antlitz, der seiner Frau ordentlich mißfiel. Deshalb wandte sie ein:

„Aber auf der anderen Seite muß man auch wieder Verschiedentliches überlegen — wir sind beide nicht mehr jung — auf mich wird natürlich die ganze Last der Arbeit, Unruhe, wahrscheinlich auch Unarten und Unordnung fallen. Dank werden wir, besonders ich, auch nicht davon haben, das weiß ich im voraus.“

Und da Frau Katharina eine tiefe Falte zwischen den Augenbrauen ihres Eheherrn sich zusammenziehen sah, meinte sie seufzend:

„Uebrigens —, tue doch, was du für gut findest —, ich will nichts dazu sagen —, ganz wie du meinst.“

„Dann sage mir lieber gleich ganz „nein“, denn das meinst du im Grunde ja doch nur!“

Meister Johannes sprach gegen seine sonstige Gewohnheit ganz erregten, heftigen Tones und gestikuliert mit den Händen, was er sonst ebenfalls nicht tat.

Frau Katharina aber, welche keinen Streit heraufbeschwören wollte, schlug die Augen nieder und hatte ihre gewöhnliche Ruhe wiedergefunden.

„Du irrst dich! Ich bin der Ansicht, daß wir es jedenfalls versuchen müssen, da du der Vormund bist — ins Waisenhaus soll das Kind nicht. — Schreibe nur an den hochwürdigen Herrn Pfarrer, wir wollten es vorläufig einmal versuchen!“

Und so schrieb denn der Buchbindermeister Johannes Sundewitt flugs an den Herrn Pfarrer von St. Lukas, daß er die kleine Verwaiste in sein Haus aufzunehmen gewillt sei, und man das Kind erwarte.

Von dem Augenblide aber, als der Brief von dem alten Postboten mitgenommen worden war, ging Frau Katharina unruhig durch alle Räume.

Schon am frühen Morgen des anderen Tages stand sie im Hofe an dem großen Kletterrosenstrauch und suchte die kleinen Raupen ab. Dabei durchquerten unwirsche Gedanken ihren goldblonden Schädel.

„Na — nun ist es vorbei mit den guten Tagen; ja, so lange man sie hatte, wußte man sie nicht zu schätzen — allerlei wird nun vorkommen, und Ärger wird es genügend geben!“

Gegen Abend ging Meister Johannes keinen Schritt ins nahe Wirtshaus „Zum schwarzen Elefanten“, wo er sonst seinen kleinen Schoppen trank und mit den Nachbarn über Politik und Stadtereignisse sprach.

„Wo soll die kleine denn schlafen, Katharina?“ fragte der Meister nachdenklich.

„Natürlich in der Kammer!“ sagte die Frau.

Das schien ihm nicht recht, denn er wandte sich unmutig um.

„In der Kammer ist es feucht und kalt und dumpfig — ich dachte, sie könnte hier in der Stube auf dem Sofa liegen — da ist's wärmer!“

Das aber verdroß Frau Katharina schier noch mehr; es war nämlich ihr steter Ärger, daß ihr Mann immer auf dem Sofa saß, wenn er lesen wollte, zumal sie immer vor der Maschine sitzen mußte und niemals Zeit dazu fand, sich's bequem zu machen.

„Was —? Auf dem guten Sofa? Ich dachte, das wird ohnehin genügend abgemüht. Das wollen wir nur lassen! Ich will die Kammer wohl trocken bekommen. Ich läste dort gut — und ein warmes Bett soll sie auch haben.“

„Ja — es ist schon recht — aber du wirfst die Verantwortung dafür haben, wenn dem Wurm was an der Gesundheit geschieht —“

Damit steckte er ingrimmig die Hände in die Taschen und ging hastig hinaus in den Hof, wo er zu pfeifen begann, was er nur tut, wenn seine Gemütsruhe aus dem Gleichgewichte gekommen war.

„Alle Heiligen! Das wird ein schönes Leben werden —“ dachte Frau Katharina — „so lange haben wir wenigstens in Frieden miteinander gelebt — noch ist der Störenfried nicht da, und schon gibt's bald Jan!“

Das kleine Mädchen sollte am Freitag nachmittag mit dem Omnibus anlangen, der an dem hübschen Häuschen des Buchbindermeisters vorüberfuhr.

Es war bitter kalt, und der glühende Schnee fiel in dichten Flocken.

Meister Johannes Sundewitt hatte die dunkelrote Gardine zurückgeschlagen, so daß das Licht auf die Straße hinaus schien und die wenigen Vorübergehenden sich sagten — in einer kleinen Stadt sind die Leute einmal so geartet — „Hm! Was mag denn bei Sundewitts vorgehen? Im Ofen prasselt das helle Feuer — die Fenster sind unverhängt — und auf dem Tische steht das Kaffeegeschirr, wie zur Geburtstagsfeier, bereit!“

Meister Johannes aber kümmerte das nicht im mindesten. Seine Ohren horchten gespannt, seine Augen spähten in die weißliche Dämmerung, und eine gewisse freudige Erregung hatte sich seiner bemächtigt.

Frau Katharina verrichtete anscheinend ruhig ihre Abendarbeit, die darin bestand, das Weißzeug zuzuschneiden und zusammenzuheften und für die Maschine zum nächsten Tage vorzubereiten.

Aber ganz so sicher, wie sonst wohl, war Frau Sundewitts Hand heute auch nicht — der Faden riß ungewöhnlich oft.

Und war denn das ein Wunder? Würde dieser kleine Störenfried nicht ihre ganze Häuslichkeit auf den Kopf stellen, nicht in alle ihre Gewohnheiten eingreifen und ein früheres, ruhiges Leben unmöglich machen?

Endlich — Meister Johannes schnellte vom Sofa auf — endlich wurde das eigentümliche Geräusch des Omnibus auf der festgefrorenen Landstraße hörbar — die Räder sangen, die Bremse quietschte — und nun hielt das Gefährt.

Meister Johannes hob das kleine, wohlverpackte Mädchen vom Wagen, küßte es auf die etwas blassen Lippen recht herzlich und fragte:

„Ist da sonst noch etwas mitgekommen? Haben sie dir —“

Ja — ein paar Kleinigkeiten waren da, und eine Kom-

mode; eine schwarze, mit gelben Griffen versehene alte, aber noch sehr gut erhaltene Kommode.

Meister Johannes nahm die Kommode in Empfang und reichte dem Kinde die anderen Sachen vom Wagen. Der Kut-scher, der das kleine Wesen vom Herrn Pfarrer in Gewahrsam übernommen, nickte der Kleinen freundlich zu und sagte:

„Leb' wohl, Mäuschen! Der liebe Gott beschütze dich! Und lasse dir's gut gehen! Und wenn du einmal nach Großhainichen kommst, vergiß nicht, mich zu besuchen. Du weißt, wir wohnen links am Mühlgraben, wo die hohen Hollunderbüsche stehen.“

Das Kind, das recht durchfroren war, lächelte und nickte dem guten Manne herzlich zu — dann öffnete sich ihm das neue Heim.

Evangelina oder „Eva“ geheißen, Eva Halmsten trat über die Schwelle und machte einen schönen Knix — dann aber blieb sie stehen.

In der einen Hand hielt sie ein in dicker Zeitungspapier verpacktes Vogelbauer, aus dem einige leise „piep-piep“ zu hören waren — und mit der anderen Hand preßte sie einen großen Blumentopf fest an sich.

Frau Katharina, die im Grunde ein gutes Herz besaß, erstaunte. Nein — so hatte sie sich das Kind nicht vorgestellt — wie zart und fein es aussah, so schlank und für sein Alter wirklich sehr groß —, und die Augen blau blau und tief, wie der Himmel, so wunderbar tief und klar. Sie konnte nicht anders; Frau Sundewitt mußte ihr entgegengehen.

„Willkommen! Und Gott segne deinen Eingang! Nein, wie kalt du bist, Kind! Setze das nur alles hin — dann wollen wir dir nur erst das feuchte Zeug abnehmen — bist ja ganz blau gefroren —“

„Darf ich wohl Mütterchens „Hänschen“ behalten?“

Das klang so demütig und so entschuldigend, daß die Tante, sie mocht nun wollen oder nicht, freundlich dazu nickte und „Ja“ sagen mußte. Sie selbst nahm die dicken Umhüllungen von dem Vogelbauer ab, und das Tierchen sprang sogleich munter von Sprosse zu Sprosse und schmetterte sein lustiges Liedchen.

Sie konnten nicht anders — sie mußten alle herzlich sich freuen. Dann wurde Ewen der dicke Shawl und der alte Mantel abgenommen. Ja — wie rührend sah das kleine Mädchen in ihrem dünnen Trauerkleide aus! Meister Johannes legte seiner Nichte die Hand auf den blonden Scheitel.

„Wie du doch deiner Mutter ähnelst, Eichen! Ja, wir beide haben immer und allzeit viel voneinander gehalten, das kannst du mir glauben. Ich war ja der Älteste und mußte die Florentine immer hüten, als sie noch in der Wiege lag — und später, da schleppte ich sie mit aufs Feld, auf die Wiesen und überhaupt auf alle Gänge, die ich tat. — Stille doch! Du mußt nicht weinen, mein Herzenskind. Weinen — das kennen wir hier gar nicht — hier muß man immer fröhlich sein — nicht wahr, Tante?“

Er blickte hilflos zu seiner Frau hinüber.

Aber Eva Halmsten bezwang selbst ihre Tränen; sie raffte sich auf, wischte mit der verkehrten Hand die Tränen von den Wangen und stammelte:

„Ihr müßt nicht böse sein, daß ich weine — aber es ist erst so kurze Zeit her, daß mein Mütterchen von mir ging — und da — ich will mir auch alle Mühe geben, nicht immer daran zu denken — will artig und folgsam sein —“

Aber ein paar dicke Tränen liefen denn doch wieder über die Wangen.

„Das wirst du schon, Eva — weine nun nicht mehr!“

Frau Katharina nickte dem Kinde beruhigend zu, ergriff die welke, schmale Hand der Kleinen und hauchte ihr Wärme ein.
(Schluß folgt.)

Bekanntmachung der Evangelischen Pastoral-Konferenz von Santa Catharina.

Herr Pfarrer Radlach in Badenfurt, der bisherige Schrift-leiter des Christenboten, hat die Redaktion des Blattes niedergelegt, da er den Auslandsdienst aufgibt und seine Heimreise nach Deutschland antritt. An seiner Stelle übernimmt Herr Pfarrer Neumann in Brusque die Schriftleitung. Alle Zuschriften den Christenboten betreffend sind von jetzt ab an Herrn Pfarrer Neumann zu richten.

Das Vertrauen, das die Leser dem ersten Schriftleiter, Herrn Pfarrer Mummelthien, dessen segensreiche Tätigkeit noch heute in weiten Kreisen in gutem Andenken steht, in den Jah-

ren 1908—1915 entgegengebracht, und das sie dann auf seinen Nachfolger, Herrn Pfarrer Radlach, und dessen fleißige, umfangreiche Geschäftsführung übertragen haben, wollen sie nun auch Herrn Pfarrer Neumann schenken.

Mit Rücksicht auf die erhöhten Druckkosten mußte der Bezugspreis für die Leser in Santa Catharina auf 18200, für die in Mittelbrasilien auf 18500 erhöht werden.

Die Pastoral-Konferenz dankt dem heintziehenden Kollegen für seine treue, gesegnete Mitarbeit und wünscht von Herzen ihm und seiner Familie eine glückliche Reise. Gott segne seine Amtstätigkeit auch auf dem neuen Arbeitsfelde, das seiner in der schwergeprüften alten Heimat harret!

Der Vorsitzende der Pastoral-Konferenz.
Gabler, Pfarrer.

Christlicher Wandkalender.

Der Verlag von David Wiedmer & Filho in Lapa hat einen schönen deutschen christlichen Abreißkalender für das Jahr 1920 herausgegeben, der in der kleineren Ausführung 18 und in der größeren 18300 kostet. Man kauft denselben bei den Pfarrern oder in der Buchhandlung von G. A. Roehler in Blumenau.

Eine Weihnachtsgabe für das evangelische Krankenhaus in Blumenau.

Für die 5 S, die mir Frau Selma Biegling und ihre Tochter Helene für das Krankenhaus gegeben haben, danke ich herzlich im Namen der Baukommission.

Pfarrer Gabler.

Kirchennachrichten.

Evangelische Gemeinde Blumenau.

Neujahr, 9 Uhr vorm.: Gottesd. in der Betha.
Sonntag, 4. Jan., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Gaspar.
Sonntag, 18. Jan., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Blumenau.
Sonntag, 15. Febr., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Garcia; 8 Uhr abends: Gottesd. in Blumenau.

Pfarrer Gabler.

Evangelische Gemeinde Itoupava.

Sonntag, 11. Januar, 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Itoupava; darauf Aufnahmeprüfung für die Konfirmanden.
Sonntag, 25. Jan., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Itoupava-Rega.
Sonntag, 8. Febr., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Massaranduba, Schule bei Witte.

Pfarrer Gabler.

Evangelische Gemeinde Badenfurt.

Sonntag, 15. Februar, Gottesd. in Alto Rio do Teste.

Pfarrer Krause.

Evangelische Gemeinde Timbo.

Sonntag, 11. Jan.: Gottesd. in Rio Abda.
Donnerstag, 15. Jan., 8 Uhr: Generalversammlung des Sprengels Timbo.
Sonntag, 18. Jan., 9 Uhr: Generalversammlung des Sprengels Beneditto-Novo.
Sonntag, 25. Jan.: Gottesd. in Timbo.
Donnerstag, 29. Jan., 9 Uhr: Generalversammlung der Delegierten in der Kirche zu Timbo.
Sonntag, 1. Febr.: Gottesd. in Carijos.
Sonntag, 8. Februar: Gottesd. in Beneditto-Novo.

Pfarrer Krause.

Evangelische Reisepredigt Bella Miança.

Sonntag, 1. Februar, 9 Uhr vorm.: Gottesd. am Südm.
Gottesdienste an anderen Predigtstätten werden durch besondere Anschläge bekannt gegeben.

Pfarrer Gabler.

Evangelische Gemeinde Brusque.

Sonntag, 4. Jan.: Gottesd. in Brusque.
Sonntag, 25. Jan.: Gottesd. in Brusque.
Sonntag, 1. Febr.: Gottesd. in Brusque.

Vom 4. bis 18. Januar bin ich beurlaubt.

Pfarrer Neumann.